Die Stadt der Verschwender.

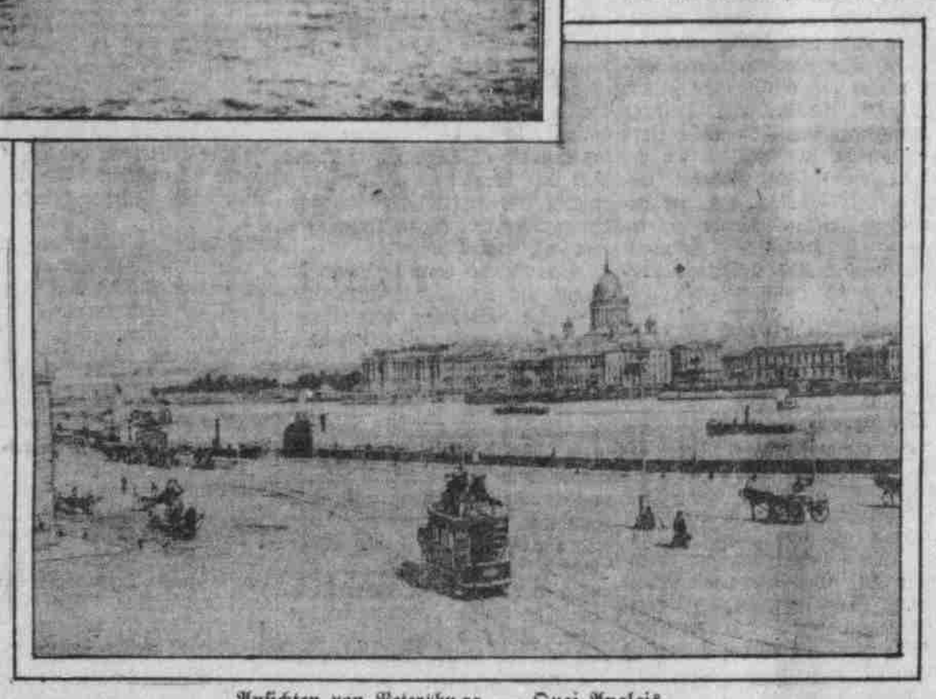
Von **Chevalier.**

Einige Abgeordnete der russischen Reichsduma hatten die Frage aufgenommen, welche Maßnahmen zu ergreifen seien, um dem von Tag zu Tag mehr um sich greifenden Luxusbedürfnis der Residenzstadt zu steuern und die grenzenlose Verschwendungssucht einzudämmen, die einen so krassen Gegensatz zu dem Elend bildet, das sich an jeder Straßenecke Petersburgs zeigt. Rußland, das Land der Kronslieferanten, die als Kommissionäre und Agenten die Ministerien nach allen Regeln der Kunst schröpfen und gleichsam über Nacht zu Millionären werden, schwimmt jetzt in einem Meere von Luxus und Talmiglanz. Es muß ja nicht alles vor Gold sein, auch der Papierrubel hat seinen Wert! Mag er auch jenseits der russischen Grenzpfähle gering in Achtung und Wert stehen, weil die Russische Staatsbank ja nicht zu den sichersten Schuldnern Europas gehört — in Rußland nimmt man die buntscheckigen Hunderter und Fünfhunderter mit den Bildnissen der prunkliebenden Katharina und des ernstblickenden Peter des Großen gar so gern. Ist es bei so leichtfertiger Auffassung der Pflichten, die der Weltkrieg dem zitternden Europa auferlegte, zu verwundern, daß die Einführung der Kriegsgewinnsteuer in Rußland eine so heftige Gegnerschaft findet? So gibt es jetzt in Petersburg eine ganze Menge Leute, die die schwere Sorge drückt, wie sie ihr Geld, das sie in Friedenszeiten in Abbazia und Nizza mit viel Talent zu vermindern wußten, heute loswerden können. Ueber schlaflose Nächte haben gegenwärtig nicht nur die würdigen Vertreter der goldenen Jugend zu klagen, sondern auch die altersbeschwerten Kapitalisten. Die Staatspapiere haben viel an Achtung verloren, seitdem der Krach vor der Tür steht, und von städtischen Pfandbriefen, die bis zum Kriege ein beliebtes Unterschlagungsobjekt der Verwalter von Mündelgeldern bildeten, will man nichts mehr hören, seitdem die sich „umgruppierenden" Russenheere mit Pechkränzen und Brandfackeln zu arbeiten begannen. Da sind diese armen Reichen denn auf die Idee gekommen, ihr Geld in Brillanten und anderen Edelsteinen anzulegen. Die Preise für Geschmeide aller Art sich überaus schnell gestiegen. Sie werden um jeden Preis auch von Neutralen und Ententefreunden in Petersburg gekauft und als gewinnversprechende Anlage betrachtet. Spottvögel nennen sie den „Weltrubel". Sehr bezeichnend ist, daß auch die Juwelergeschäfte, die in den Arbeitervierteln gelegen sind, glänzende Gewinne verzeichnen. Hier sind es natürlich goldene Gegenstände, die das Kaufobjekt bildeten. Die kaiserliche Probieranstalt in Petersburg konnte feststellen, daß der Zugang von Wertgegenständen, die der staatlichen Prüfung und Stempelung unterstehen, im Jahre 1915 größer gewesen ist als in 1913. Der Reichsrentei flossen in 1915 aus dieser Tätigkeit 550,000 Rubel zu, während in 1913 nur 430,000 Rubel vereinnahmt worden sind. Die Umsätze bei den Juwelieren zeigen im Vergleich zu 1914 eine Erhöhung um 75 bis 80 Prozent; allerdings war 1914 ein schlechtes Geschäftsjahr. Als die „tollen Gelder" aus den Kriegsgewinnen Betätigung zu suchen begannen, überstieg die Nachfrage nach Edelmetall und Edelsteinen alle Grenzen des Gewohnten. Da die Juwelenhändler aus dem Auslande nur wenig Ware erhalten haben, so gehen ihre reichen Vorräte — nirgends in der Welt, selbst nicht in Amsterdam, sind solche Steinreichtümer angehäuft wie in Rußland, namentlich in Moskau — nach und nach zu Ende. Groß ist der Umsatz in sibirischen Halbedelsteinen, die ihre Preise verdreifacht haben.

Das Luxusbedürfnis der Petersburger erstreckt sich auch auf kostbare Pelzwaren. Seitdem das Ausfuhrverbot für die wertvollen Arten, die im Heere keine Verwendung finden, aufgehoben ist, zeigt sich auch auf diesem Gebiete eine enorme Preissteigerung. Allerdings hat die Ware infolge des Fehlens der deutschen Bearbeitung vielfach an Schönheit eingebüßt; das gilt an erster Stelle vom Karakul (Persianer). Seit dem August 1915 zeigen auch alle solche Waren, die der Mode dienstbar sind, einen außergewöhnlichen Preisaufschlag. Das hängt damit zusammen, daß die Einfuhr erheblichen Schwierigkeiten begegnet. Schon Mitte Oktober desselben Jahres hatten die großen Geschäfte ihre gesamten Bestände ausverkauft, und mancher getreue Ladenhüter hatte im Hause der Petersburger Weltdame freundliche Aufnahme gefunden. Nun sollte die einheimische Modeindustrie an die Stelle der ausländischen treten. Um dem Leser einen Begriff von der Intensität der Nachfrage nach Modegegenständen zu geben, sei hier mitgeteilt, daß die großen Modegeschäfte Petersburgs ihre Kundinnen von dem Eintreffen dieses oder jenes Artikels brieflich benachrichtigten und sie ausschließlich an diese abgaben. Auch für die Möbel- und Teppichhändler war 1915 das gewinnreichste Jahr innerhalb des Dezenniums. Die Besetzung des Westgebietes durch die deutschen und österreichischen Truppen hatte eine starke Einschränkung der Möbelfabrikation, die namentlich in Polen sehr bedeutend ist, zur Folge. Außerdem sahen sich die wohlhabenden Flüchtlinge genötigt, da möblierte Zimmer fehlten oder aber nur zu Fabelpreisen zu erhalten waren, leere Wohnungen zu mieten und sie selbst mit Möbeln zu versehen. Die Nachfrage war also gestiegen, während gleichzeitig die Produktion eingeschränkt wurde. Ausländische Teppiche aus Persien und Afghanistan, die sonst in Rußland viel gekauft werden, waren bald auswerkauft, ebenso Ware deutscher und französischer Herkunft. Der Kaukasus, der sonst den billigere Ware suchenden russischen Käufer versorgte, ging in seiner Leistungsfähigkeit sehr zurück, und die preiswerte Moskauer Ware war nicht zu haben, weil sich Beförderungsschwierigkeiten infolge des Versagens der russischen Bahnen einstellten. Das Teppichbedürfnis stieg, als der Winter 1915 kam und ein großer Teil der Petersburger Wohnungen nur bis höchstens zehn Grad erheizt werden konnte. Es war also kein Wunder, daß auch die Teppichhändler Rekordgeschäfte buchen konnten.

Durch die Zeitungen ging in diesen Tagen die Nachricht, es sei den in Rußland ansässigen Franzosen gestattet worden, Wein zu kaufen. Man hüte sich aber, aus dieser Mitteilung abzuleiten, daß die anderen Einwohner des feuchtfröhlichen Petersburg im Trocknen sitzen. Beweis dafür ist, daß die riesigen Kellereien der russischen Weinhandlungen den größten Teil ihrer Bestände bereits ausverkauft haben. Was hat denn das Alkoholverbot zu sagen, wenn man zu den ersten vier Rangklassen gehört oder einen Arzt zum Freunde hat, der eine Behandlung seines Leidens mit Kognak für nötig erachtet? Der Stadthauptmann hat denn auch befohlen, daß alle verdächtigen Transporte auf der Straße angehalten und untersucht werden sollen. Wahrscheinlich in der Erwägung, daß die geehrte Polizei ebenfalls hin und wieder eine kleine alkoholische Aufmunterung braucht. Und schließlich ist es der Firma Depré oder Jelisseiew ganz gleichgültig, ob sie hundert Rubel an das Rote Kreuz zahlen muß oder nicht, wenn sie dem Senator x. oder dem Reichsratsmitglied Y. hundert Flaschen Yquem ins Haus schicken darf. Das sind eben Geschäftsspesen.

Das Petersburger Straßenleben läßt kaum etwas vom früheren Luxus vermissen; nur die kostbaren Autos und die prächtigen Pferde fehlen. Schon jetzt kann man übersehen, daß die Theatersaison in 1915 glänzend gewesen ist. Besonders die Varietés und die sogenannten Miniaturtheater (ein Gemisch von Lichtbild und Kleinkunst) haben ausgezeichnete Kassenergebnisse gehabt. Das ist um so erstaunlicher, als die Varietés auf Verfügung des Höchstkommandierenden schon um elf Uhr schließen müssen, also zu einer Stunde, da in Friedenszeiten das Leben in diesen Lokalen erst begann. Sehr wahrscheinlich ist freilich, daß die zahllosen Cabinets particuliers sich der Lebewelt Petersburgs auch nach dieser Stunde nicht verschließen, ebensowenig, wie sie die durstigen Kehlen kaum mit Limonade und Kwas befeuchten werden. In Rußland hat alles — ohne jede Ausnahme — seinen Preis, wenn der Begriff „Polizei" in Frage kommt. Wo alles den Papierrubel liebt, will Iwan allein ihn nicht hassen.



Ansichten von Petersburg. — Quai Anglais.

Von den letzten englischen Gefangenen.

D....., 12. April 1916.

Schauplatz der Vernehmung: Die alte französische 9. Kürassierkaserne, ein weitläufiges Steingebäude, mit engen finsteren Gängen, Winkelwerk und ziemlicher Verwahrlosung. Die letzten englischen Gefangenen betreten einzeln ein gewölbtes kleines Zimmer, das behaglich eingerichtet ist.

Der Erste: Patrick O'Donovan, Stock-Irc, 41 Jahre alt, groß, knochig, schlägt knallend die Hacken zusammen und steht stramm mit steinernem Gesicht. Durch und durch soldatisch. Freundliche Aufforderung zum Setzen; — und nun wird er mit einem Schlage völlig Privatmann, wie der etwas schwerfällige Braukneht aus Cork, der er bis zum 29. September 1914 war. Damals mußte er als „Freiwilliger" unter die Soldaten, wie fast alle anderen, wenn er nicht für immer von seinem Herrn entlassen werden wollte. Zwanzig andern Brauknechten im selben Betriebe war dies schon passiert, aber ihm verpflichtet sich der Besitzer, ihn nach dem Kriege wieder einzustellen.

O'Donovan hatte jetzt seine Zigarette, rauchte sie mit ungeheurem Behagen, und das eckige Gesicht mit dem dichten, dunklen Pelz darüber wird jetzt von seinen ruhigen, freundlichen Augen fast weich gemacht. Der hochintelligente deutsche Unteroffizier, der mit den Leuten zu tun und selbst viele Jahre in Irland gelebt hat, bestätigt auch, daß man sich auf diesen Mann fest verlassen könne. Nun soll aber Patrick selber reden: „Sie müssen wissen, Herr, daß unsere großen Leute in Irland im Anfange des Krieges alles getan haben, um möglichst viele Rekruten zu stellen. Man wollte damit den Engländern zeigen, daß wir unsere Home Rule wirklich verdienen und daß wir dann gern zum König halten wollen. Ich habe eine Frau und fünf Kinder und die bekommen 27 Schilling für die Woche Unterstützung, wozu mir 6 Schilling als Beitrag vom Solde abgezogen wurden. Ich habe es bis zum Sergeanten gebracht beim 9. Bataillon der Munster-Füsiliers. Bis Oktober 1915 wurden wir in Irland in Bellyheoly und Belly Veonate ausgebildet, dann noch zwei Monate in Blaktown bei Aldershot, und kurz vor Weihnachten sind wir dann nach Frankreich geschickt worden. Achthundert Mann auf einem Dampfer, von denen einige sehr ängstlich wegen der deutschen U-Boote waren; ich habe aber nicht geglaubt, daß etwas passieren wird. Die ersten Monate 1916 hatten wir fast den ganzen Tag großes Exerzieren und zweimal in der Woche Schießübungen. Es war immer dasselbe und sehr anstrengend. Im März bin ich erst richtig an die Front gekommen, gerade gegenüber vom deutschen Hohenzollerwerk. Wir haben nichts gegen die Deutschen gehabt, und unser Kompagnieführer verbot uns auch, die deutschen „Huns" (Hunnen) zu nennen, wie es die Engländer machen. Am 26. März gegen Abend kam ich mit drei Kameraden das erstemal ganz vornehin in den Graben. Als wir eben erst unsere Sachen ablegten, beginnt mit einem Mal ein schreckliches Artilleriefeuer gerade dorthin, wo wir waren, und wir krochen alle in die Unterstände. Das dauerte eine Viertelstunde, bis es plötzlich mit einer ganz fürchterlichen Explosion endete, die unseren Graben vollkommen von der Nachbarschaft abschnitt. Wir waren mit Erde und Steinen halb zugedeckt, als schon deutsche Soldaten da waren und uns mitnahmen. Wir selbst wußten nachher nicht mehr recht, wie das Ganze gekommen war, und keiner hatte jemals gedacht, gefangen zu werden. Als es nun doch der Fall war, haben wir uns darüber keine Sorge gemacht, weil wir wissen, daß die Deutschen uns schonen. Sie kommen ja auch mit den Zeppelinen nicht nach Irland, und werden durch ihre U-Boote englische Schiffe versenkt, so ist dies doch Sache der Engländer. Ich bin ganz ruhig, auch von meiner Familie höre ich nichts Schlechtes, freilich würden sie mir auch traurige Dinge auch nicht schreiben, um mir nicht wehe zu tun und mit unnötigen Sorgen den Kopf voll zu machen. Unsere Bauern in Irland haben jetzt überhaupt nicht zu leiden; schlimm ist es nur für die, die Brot und Zucker kaufen müssen; das ist alles sehr teuer geworden. Gewundert haben wir uns, daß Oesterreich nicht bald von der Erde verwischt worden ist; später haben wir sogar gehört, daß es trotz der Russen wieder sehr stark lebe; aber was dieses Oesterreich und Ungarn eigentlich ist, das wissen wir nicht recht, wir haben ja nichts damit zu tun. Uns geht es hier in der Gefangenschaft wirklich sehr gut, ich habe es auch nach Hause geschrieben und muß nur lachen über die dummen sechs Bergarbeiter, die neben uns von der Mine verschüttet worden sind und dann lieber verhungern wollten, als sie sich endlich herausgegraben hatten, wie den Deutschen in die Hände fallen; die waren aus Yorkshire und waren dann ganz verrückt vor Freude, als ihnen die Deutschen sogar die Hand schüttelten. Ich weiß nicht, was diese Esel eigentlich geglaubt haben.

Der Krieg wird wohl so schnell zu Ende sein, so auf einmal, wie er gekommen ist; in unseren Zeitungen steht freilich, daß wir ihn gewinnen werden, aber das schreiben wohl die Zeitungen auf beiden Seiten."

Ich glaube, daß Patrick O'Donovan in seinem ganzen Leben noch nie so viel auf einmal gesprochen hat; er ist ein guter Katholik und trägt unter seinem feldbraunen, festen Rock eine rot eingenähte Medaille. Am rechten Aermel ist das grüne Kleeblatt Irlands ans Tuch aufgenäht, und aus ihm ragt eine mächtig schwere Faust, die brav zu arbeiten wußte und auf die sich England noch verlassen könnte, wenn oben die Mine beim Hohenzollernwerk nicht gesprengt worden wäre.

* * *

Jetzt tritt Stephen O'Connor, zwanzigjährig, noch in den mächtigen Gummi-Grabenstiefeln, die bis zum Rumpfe reichen, lachend und rosig ein und schüttelt uns ganz unversehens kräftigst die Hand. Ein frischer Junge, der in London Reisender für die deutsche Spitzenfirma Fischer in Plauen war, das heißt bei ihrem schottischen Agenten, der sie dort ständig vertrat. Der Junge ist zwar schon seit 30. Sept. 1914, also gerade einen Tag nach seinem Landsmann Soldat, aber seine ersten Worte sind doch gleich: „Die Deutschen sind sehr gute Kaufleute, wir wollen auch nach dem Kriege gerne wieder mit ihnen arbeiten." — O'Connor ist in seinem Temperament der volle Gegensatz des nüchternen Patrick; er ist aus Patriotismus Soldaten geworden; es ist ihm gut gegangen beim Militär, und am 9. Mai 1915 kam er nach Frankreich herüber, war bei Ypern nächst Hooge dabei, wo die Engländer am 31. Juli 1915 unter schweren Verlusten ihren ersten Graben einbüßten. Gefangen wurde er jetzt auf Schleichpatrouille, als er mit einem auch zwanzigjährigen Offizier, der Bankbeamter war, nördlich Arras bei Ecurie um Mitternacht an die deutschen Stellungen kroch. Die Probleme des Krieges sind für den hübschen Burschen, der mit verschränkten Armen lächelnd dasitzt, ungeheuer einfach: „England wird den Krieg gewinnen, wohl kaum mit den Waffen, aber sicher mit dem Gelde; dies schrieb mir auch mein Vetter, der Reporter bei einer New Yorker Zeitung ist. Hätten wir Zeppeline oder wären wir Deutschland, wir würden es mit den Luftschiffen und U-Booten ganz gleich machen; — im Kriege muß man alles machen, was man kann. Ich selbst habe die Deutschen sehr gerne, aber unser Volk versteht das nicht so und liest immer von den getöteten Frauen und Kindern, und glaubt darum, daß die Deutschen nur darauf ausgehen. Ich gehöre auch zur Kitchener-Armee und zu ihm und zu Sir Douglas Haig haben wir volles Vertrauen; freilich mit den Ministern stimmen wir nicht überein, aber wir haben wohl keine Besseren, die an ihre Stelle kämen." —

Ich glaube, der junge O'Connor muß ein ausgezeichneter Verkäufer gewesen sein, den man überall gerne sah mit seiner lustigen Pfiffigkeit, und der noch nirgends hinausgeworfen worden ist. —

* * *

Nun kommen zwei junge Burschen vom „Royal Flying Corps", beide sind Maschinengewehrschützen kürzlich herabgeschossener Flugzeuge. Der eine, Ernest R. A. Coleman, war Schlächter von Beruf, fuhr aber im Frieden Motorrad; der andere, Percy J. Shaw, war aber Mechaniker bei der Bosch Magnet Co. Coleman ist stark und rotaarig mit hellblonden Wimpern und hauptsächlich wegen der hohen Löhnung, vier Schilling per Tag, zu den Fliegern gegangen; er ist Londoner, 22 Jahre alt, und versteht herzlich wenig von dem Flugwesen; dafür war er um so geschickter, als das Flugzeug am 30. März steil herab mußte und dabei in Brand geriet. Er gurtete sich rechtzeitig los und sprang in demselben Augenblick heraus, als die Maschine knapp vor dem Aufschlagen am Erdboden war. Der Pilot, ein Offizier, muß aber von hervorragender Kaltblütigkeit gewesen sein, denn er steuerte das Flugzeug, als seine Kleider schon brannten, bis zum allerletzten Augenblick und brachte noch eine tadellose Landung zustande. Jetzt liegt er im Wasserbade und dürfte noch gerettet werden.

Der zwanzigjährige tiefbrünette P. J. Shaw aus Yorkshire versteht viel von seinem Berufe und wird sehr lebhaft, wenn er davon spricht; — abgeschossen wurde sein Flugzeug ebenfalls im Luftkampfe, in zweitausendsechshundert Meter Höhe. Auch hier muß der Offizier-Pilot sehr geistesgegenwärtig gewesen sein, denn er vermochte den abstürzenden Apparat in halber Höhe wieder aufzureißen und so den Fall bis zur Möglichkeit einer glatten Landung zu hemmen. Auch dieser Offizier liegt im Spital mit einer Schußwunde. Als ich Shaw fragte, ob er wisse, was ein Fokker sei, kratzte er sich instinktiv etwas betreten und nachdenklich am Kopfe und sagte bloß: „Ja diese Fokker!" — Da kam er von selbst auf Immelmann zu sprechen und meinte, er möchte doch zu gerne wissen, ob er etwa von ihm abgeschossen sei. Das sei ja keine Schande, denn sie hätten großen Respekt vor Immelmann an ihrer Front, es sei ja gar nichts dagegen zu wollen. Unter den englischen Offizieren habe er von keinem einzigen gehört, der auch nur zwei deutsche Flugzeuge erledigt hätte. „Ist es wahr, daß Ihr Boelke abgestürzt und tot ist? Man hat es uns erzählt." Darüber konnte ich Shaw beruhigen. Dann sagte er wörtlich. „Es war ein ganz merkwürdiges Gefühl, auf feindlichem Gebiete zu landen; ich wußte nicht, ob ich mich freuen sollte heil geblieben zu sein, oder ob ich jetzt erst recht für mein Leben fürchten müßte. Ich habe alles erwartet, das Schrecklichste, bis zum Erschossenwerden. Man hat uns so viel die Ohren voll gemacht, und unsere Zeitungen haben von den deutschen Grausamkeiten geschrieben, daß ich ganz überrascht war, so gut behandelt zu werden. Ich fühle hier ja gar nicht, unter Feinden zu sein, und sogar die Verpflegung ist gut, obwohl wir englische Flieger nur das Beste zu essen und trinken bekommen, was überhaupt zu haben ist; wir leben noch viel besser als unsere Kameraden bei der Armee. Freilich, ich habe mir erst Mut gemacht, als ich gelandet und mein Offizier verwundet war, um Hülfe zu rufen. Ich dachte doch auch daran, daß meine Firma mit der deutschen Boschzündung, die alle unsere Flugzeuge haben, immer glänzende Geschäfte gemacht hat und in sehr freundschaftlichem Geschäftsverhältnis mit Deutschland war. Es konnte also nicht auf einmal alles so anders sein!"

* * *

Ich bin recht nachdenklich nach den drei Stunden auf der Kaserne der altberühmten Kürassiere von Douai heimgegangen.

Kurt Freiherr v. Reden,
Kriegsberichterstatter.

Belgier gegen Belgier.

Zwei angesehene Belgier, Baron de Thysebaert, Offizialratsmitglied, Jambes (Namur), und Dr. Falmagne-Namur, hatten die Erlaubnis erhalten, ihre kriegsgefangenen Verwandten im Lager von Soltau zu besuchen. Sie besichtigten dabei das Lager genau und erstatteten nach ihrer eigenen Angabe einen durchaus spontanen, freiwilligen Bericht über die dortigen Verhältnisse, den sie zur Beruhigung aller Angehörigen belgischer Kriegsgefangenen veröffentlichen zu sollen glaubten.

Dieser Bericht ist in einer Reihe von belgischen Blättern erschienen. Aus diesen sind sie auch in die auswärtige Presse übergegangen. Bei einigen geringfügigen Wünschen war darin die Lage der Gefangenen, ihr geradezu glänzender Gesundheitszustand, die Unterkunft, die Behandlung und die Verpflegung sehr günstig dargestellt und in sachlich gerechter Weise gewürdigt. Hieran hat die belgische Flüchtlingspresse bitter Anstoß genommen. Das in Havre erscheinende, von der belgischen Regierung gegründete „Belgisch Dagblad" vom 14. Januar bringt einen entrüsteten Gegenartikel, in dem es sagt: Dazu hätten die beiden „Augendiener der Deutschen" nicht nach der Lüneburger Heide zu reisen brauchen, um „mit Genehmigung der deutschen Barbaren" solche ungehörigen Dinge zu berichten. Das wisse man denn doch besser, wie es den Gefangenen in Deutschland tatsächlich gehe. Die beiden Berichterstatter hätten, sei es mit oder ohne Absicht, eine üble Tat vollbracht. Erstens hätten sie den Aushungerer und Brandstifter ihres Landes als Menschen hingestellt — was er nicht sei — (!), zweitens einen Kaltwasserstrahl auf die Hilfsbereitschaft der Belgier gesandt, die nun glauben würden, die Gefangenen brauchten nichts mehr. Am Tage der Vergeltung würden sowohl de Thysebaert wie Dr. Falmagne vor das Gericht des Volkes geladen werden.

Deutlicher kann wohl nicht gesprochen werden, daß die offiziellen belgischen Kreise es für anständig und patriotisch halten, lieber zu — lügen, als die für Deutschland und die Deutschen günstige Wahrheit anzuerkennen. Auch wenn sie von eigenen, angesehenen Landsleuten kommt. Mit Drohungen sollen solche unbequeme Zeugen mundtot gemacht werden. Paßt darauf nicht viel mehr das Schlagwort „Régime de la terreur", das sie so gern gegen die deutsche Verwaltung in Belgien schleudern?

— Borkum wird schon durchschnittlich am 20. März frostfrei.

— Die Liebe ist ein so bedeutendes Moment in unserem Leben, daß es oft scheint, als ob sie uns erst das volle Recht des Daseins verliehe.

— Daß zur allgemeinen Wahrheitsliebe des Deutschen auch die Wahrheit und Ehrlichkeit gegen sich selbst gehört, versteht sich ohne Beweis, und damit hängt eine weitere deutsche Eigenschaft zusammen: Stetigkeit in seiner Ueberzeugung, Ueberzeugungstreue.

Macht.

Von **Ernst Bassermann,** Mitglied des Reichstags.

Das 19. Jahrhundert stand im Zeichen des Imperialismus. An Stelle der kontinentalen Politik der Festlandsstaaten Europas trat überall die Weltpolitik, welche in dem Ausdehnungsbedürfnis der Staaten immer neue Reibungsflächen schuf. Kaiser Wilhelm II. hat bei der Feier des 25jährigen Bestehens des Deutschen Reiches, am 18. Januar 1896, dem deutschen imperialistischen Gedanken Ausdruck verliehen, er sprach damals aus: „Aus dem Deutschen Reiche ist ein Weltreich geworden, überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute, deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean, nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern."

Damit war der Gedanke, daß der Deutsche im Auslande nur Kulturdünger für fremdes Volkstum bedeutet, preisgegeben, aber auch die Notwendigkeit geschaffen, mit den Machtmitteln einer großen deutschen Flotte dieses Ziel zu erreichen. In England machte die imperialistische Politik gewaltige Fortschritte. Sie führte zu der brutalen Buren-Unterwerfung mit ihren starken Verstimmungen zwischen England und Deutschland, und in ihrem weiteren Verlauf zu den Bündnissen mit Japan, Frankreich und Rußland, durch welche sich England die Sicherung seiner Weltstellung gegenüber dem aufstrebenden Deutschland zu erkaufen sucht. Der Dreibund, England-Frankreich-Rußland, belebte gleichzeitig die imperialistische Bestrebung in Frankreich. Die Absicht, ein großes Kolonialreich in Afrika zu schaffen und insbesondere Marokko zu unterwerfen, trat klar zutage. In dieser imperialistischen Periode erwachte ein vollständig neuer Geist in der französischen Bevölkerung, insbesondere in der Jugend, und als nun das Marokko-Abenteuer mit einem vollständigen Siege Frankreichs und dem Zurückweichen Deutschlands endigte, da kannte der Uebermut des leichtbeweglichen Volkes keine Grenzen mehr und der Revanche-Gedanke erlebte seine vollständige Wiedergeburt. Aber auch Rußland gewann durch die Anlehnung an England und Frankreich das durch den Japanischen Krieg geschwundene Selbstvertrauen zurück. Durch England gegen Japan gedeckt, erhielten seine historischen Balkanpläne erneut Gestalt und die Unruhen am Balkan, durch Rußland hervorgerufen, nahmen kein Ende. Ueberall wurde der Boden für den großen Konflikt vorbereitet, bis eines Tages der Weltbrand sich mit elementarer Gewalt entzündete. Die gewaltige Entwicklung des geeinten Deutschland in mehr denn 40 Friedensjahren, der Siegeszug deutschen Unternehmungsgeistes ist letzten Endes der Grund, der, wie dies hundertfach von Engländern ausgesprochen ist, England veranlaßte, einen Bund mächtiger Staaten gegen Deutschland zusammenzubringen, mit dem einen Ziele, Deutschland zu zerstören und den deutschen Konkurrenten, der den rückständigen, faulen und indolenten Engländer überall schlug, damit zu beseitigen. In dieser Entwicklung tritt im 20. Jahrhundert das Element der Macht als das herrschende überall in den Vordergrund.

In einem geistvollen Vortrag hat jüngst Professor Kohler den Satz ausgesprochen: „Die Wahrheit (Wissenschaft), die Schönheit (Kunst) und die Macht (Technik) sind die drei Hauptfaktoren, um die sich die kulturelle Entwicklungsgeschichte eines Volkes dreht." Die deutsche Wissenschaft gewährleistete eine riesenhafte Entwicklung unserer Industrie und Technik, steigerte die Leistungsfähigkeit des landwirtschaftlichen Gewerbes, so daß wir heute den englischen Aushungerungskrieg bestehen können, sie gab allen Erwerbsständen die Kraft und Schaffensfreudigkeit, welche die Gewähr für den Erfolg ist. Die wissenschaftliche Entwicklung unserer Industrie gibt uns ferner die Kampfmittel in die Hand, mit denen wir unsere Feinde niederringen. Sie ermöglicht gleichzeitig die Einstellung unserer Industrie auf die Kriegszwecke, wie sich solche in überraschend schneller und glücklichster Weise vollzogen hat. In einer Periode, in der wachsende Wohlhabenheit sich über Land und Stadt verbreitete, nahm das deutsche Leben an Schönheit zu. Die Städte zogen ein neues Gewand an und bis in das hinterste Dorf sahen wir den Abglanz einer neueren besseren Zeit sich entfalten. Welch ein Unterschied gegenüber dem französischen Schmutz, der selbst in der berühmten Hauptstadt ein Charakteristikum war, den rückständigen englischen Einrichtungen, wie sie unsere Kommunalvertreter bei ihrer Studienreise mit wachsendem Staunen feststellten. Von Rußland sicht zu reden!

Endlich die deutsche Macht! Mit elementarer Gewalt durchdrang es alle Kreise unseres Volkes, daß diese gewaltige Entwicklung festgehalten werden konnte, wenn sie getragen würde durch eine gewaltige Militär- und Flottenmacht. So entstand durch die Bewilligung aller bürgerlichen Parteien dies gewaltige Heer, welches heute den Feind von unseren Fluren fernhält.

Wenn sich einst in ruhigeren Tagen die heutigen Geschehnisse überschauen lassen, dann wird man staunend erkennen, was dieses Volk in einer 40jährigen Kulturperiode, zum ersten der Welt geworden, geleistet hat. Wenn wir aber dann die Waffen niederlegen, dann wird die kommende Periode unter dem Grundsatz stehen: „Nach dem Siege bindet den Helm fester!" Nur eine imponierende Machtstellung wird es uns ermöglichen, die Werke des Friedens zu pflegen. Mögen sie uns hassen ob unserer Macht, wenn sie uns nur fürchten!

Macht! Dieses Zauberwort wird auch fernerhin die Signatur des 20. Jahrhunderts sein. Macht ist die alleinige Voraussetzung und Grundlage für die Existenz selbst numerisch so starker Völker wie das deutsche. Wäre nicht Bismarckscher Geist, der uns befahl, unsere Heeresmacht zu Lande und zu Wasser ständig zu mehren, in unserem Volke gewesen, wir hätten diesen furchtbaren Kampf nicht bestehen können. Schon trat an Stelle der Einzelmacht die Koalition, das Bündnis der stärksten Völker miteinander gegen das Bündnis der anderen. Unter diesen Entwicklungen leiden die Neutralen auf das schwerste. Nicht nur, daß ihnen durch Rüstungen schwere Belastungen entstehen, daß ihre Lebensmittelversorgung immer schwieriger wird, es tritt hinzu, daß Englands Brutalität ihre Lage bis zur Unerträglichkeit erschwert. Die Freiheit der Meere hat einer englischen Tyrannei Platz gemacht, kein neutraler Postsack, kein Schiff in neutralen Häfen, kein Transport, einerlei, ob er Bannware oder freies Gut enthielt, ist vor Englands Seeräuberhänden sicher. Erlaubt ist alles, was England nützt, verboten alles, was England schadet. England brutalisiert systematisch die Welt für seine Krämerinteressen. Das werden dereinst auch die Neutralen erkennen. Die englische Macht, in Jahrhunderten mit zäher Klugheit engmaschig über Meer und Land aller Erdteile gelegt, ist in ihrer gewaltigen Größe erst in diesem Kriege erkannt worden, und erst dann wird die Welt wieder zu dauernder Ruhe gelangen, wenn diese Quelle der Unruhe verstopft und der Unruhestifter unschädlich gemacht ist.

Ich denke mir als eine weitere Aufgabe unseres Vierverbandes die Befreiung des Weltverkehrs vom englischen Joch. Dazu bedarf es für den Frieden papierner Verträge, für den Krieg starker Kriegsflotten, die darüber wachen, daß England die Verträge nicht am Tage des neuen Konfliktes zerreißt, einer mächtigen Seewehr im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer, die das herrschsüchtige Albion im Schach hält. Es wird lange dauern, bis diese Flut von Haß, die sich zwischen den Völkern aufgetürmt hat, wieder verlaufen sein wird. Gewiß, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch hier die Zeit heilen wird, aber zunächst gilt es, uns die Sicherungen zu schaffen, die uns, wenn der Kampf um unser Dasein sich — in hoffentlich erst recht langer Zeit — wiederholen sollte, die Sicherheit geben, daß wir ihn bestehen werden. „Nicht der Eroberungen als Selbstzweck wegen verlangen wir die Erweiterung unserer Grenzen. Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über Einfallstore verfügen, durch die sie uns von morgen ab aufs neue und schärfer als bisher bedrohen," so sprach der Reichskanzler am 9. Dezember 1915, und am 19. August 1915 sprach er aus, daß Deutschland seine Stellung so ausbauen, so festigen und stärken muß, daß den anderen Mächten die Neigung vergeht, wieder Einkreisungs-Politik zu treiben. Nur durch eine starke und unantastbare Stellung Deutschlands könne es geschehen, daß Europa jemals wieder zur Ruhe kommt. Der status quo ante kann nicht wiederhergestellt werden. Es ist der Gedanke, den Friedrich der Große aussprach: „Jeder Krieg, der nicht zu Eroberungen führt, schwächt den Sieger und entnervt den Staat" (Gedanken und allgemeine Reden für den Krieg).

Setzen wir mit voller Kriegsenergie ein, nützen wir alle Mittel der Kriegsführung, die uns zu Gebote stehen, rücksichtslos und schonungslos aus, gebrauchen wir alle Mittel, die uns deutsche Wissenschaft und Technik zur Verfügung stellen, so werden wir trotz der Zahl und numerischen Uebermacht unserer Feinde den Krieg siegreich beenden. Dann gilt es, in den schwierigen und langwierigen Friedensverhandlungen das große Ziel fest im Auge zu behalten: ein größeres und stärkeres Deutschland! Ein mächtiges Vaterland, den Feinden zum Trutz, unseren Kindern und Enkeln zum Schutz! Deutsche Macht wird dann der Hort des Weltfriedens sein.